

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 209 (1936)

Artikel: Der Schelm vom Rhein
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657075>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

weiblichen Wesen machten sich mehr aus dem Kurgast, als sie sich je anderswo aus dem Fuhrmann gemacht. Ein linder Hauch aus der Welt der ungenossenen Genüsse umspielte die Tage nicht Aschmanns bloß, sondern des Herrn Aschmann.

Als er wieder ins Dorf kam, trug er eine englische Reisemühle auf dem Kopf und gelbe Schuhe an den Füßen.

Die Fuhrmannszeit ging nach und nach zu Ende. Er konnte nicht mehr. Man übertrug ihm leichteres Tagewerk. Sonntags trank er nun nicht mehr den Sauren aus den heimatlichen Rebbergen, sondern saß in einer Art feierlicher Stimmung bei seinem Glase Weltliner. Im übrigen zankte er immer noch, nicht mit den Mägden allein, sondern auch mit meinen Nichten. Jede Kleinigkeit, die anders ging, als er sich's gedacht, brachte ihn aus der Fassung. „Ich ha's ja gseit gha!“ Je weniger er Hand anlegen konnte, um so mehr wuchs seine Verdrießlichkeit. Gegessen hat er immer. Abends saß er oft auf der Steintreppe vor dem Haus, und seine Augen waren halb geschlossen.

An einem Wintersonntag jaulte er mit den andern Knechten in der Stube. Darauf war ihm nicht ganz wohl, und er ging zu Bett. Nicht mehr in der Knechtekammer, sondern in seinem eigenen kleinen weißgetünchten Zimmer in dem neuen Hause meines Bruders. Anderntags kam er nicht herunter. Man holte den Arzt. Eine leichte Grippe. Nach drei Tagen war er tot. Ohne Schmerzen, ohne Klagen eingeschlafen. Man hatte das nicht erwartet. „Ich ha's ja gseit gha“, hätte er selber zu dem Vorkommnis gesagt.

Man begrub ihn. An die sechzig Jahre war er nur alt. Ein paar arme Verwandte erbten den Rest des Lohns, der auf dem Bankkonto stand. Sonst hat er nichts hinterlassen. Keine Kinder, kein Hab und Gut, kein verwaistes Ehrenamt, noch hätte irgendein Verein den Hinschied eines Mitgliedes zu beklagen. Aschmanns Leben ist bescheiden verlaufen, seine Seele war nicht stark. Die Stetigkeit unseres Hauses gab ihr den Halt. An die vierzig Jahre ist er uns treu gewesen und wir ihm. Ich erinnere mich seiner als eines Angehörigen und in der Weise, wie ich es hier mit unzulänglichen Mitteln darzustellen versuchte.

Der Schelm vom Rhein.

Einem reichen Kaufmannssohn vom Rhein fehlte es bei aller angeborenen Schalkigkeit und Helläugigkeit nicht an Kronen und Laubtalern, dem Erbteil seines Vaters. Er ließ sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in eines der österreichischen Regimenter anwerben, das nach dem Prinzen von Salerno getauft war und in der ganzen Armee wegen der Uniform in hohem Ansehen stand. Der abenteuerhungrige Bursche knauserte nicht mit Bechgelagen und Freigebigkeiten mancherlei Art; da das Geld aber nach einem alten Sprichwort hinkend eingeht und tanzend forthüpft, so war er bald auf dem Grunde seines Säckels angelangt, und es geschah ihm obendrein das Ungemach, daß er in den Banater Sumpfgebieten an einem tüpfischen Wechselfieber erkrankte. Man schaffte den Kranken, dessen Leben nicht einen roten Heller mehr wert war, in die Hütte eines Schafhirten in Futtack, wo man gerade Quartier bezogen hatte, machte ihm eine Lagerstatt aus Stroh und Zelttüchern zurecht und überließ ihn seinem Sterben. Da wurde er noch einmal, vor der Türe des Todes, der Schelm und Eulenspiegel, der ein falsches Geldstück unter die gaukellustige Schar der Gaffer warf, damit sie sich seinetwegen auf dem Boden wälzten und die Köpfe verschlägten. Er ließ den Regimentsauditor rufen und erklärte ihm mit frommer Miene, es gehe mit ihm zu Ende, aber bevor er sterbe, wünsche er das Haus seines Lebens zu bestellen und sich allen denjenigen dankbar zu erweisen, die ihm lebtags Gutes erwiesen hätten.

„Daher möchte ich Sie bitten, Herr Auditor, meinen letzten Willen zu beurkunden. Meine Mutter starb vor Jahresfrist. Ich habe einiges zu hinterlassen.“

Der Auditor richtete eine notdürftige Schreibgelegenheit her und fragte, was also sein letzter Wille sei.

„Erstlich vermache ich dem Herrn Obrissten fünfzehntausend Gulden, er war ein menschenfreundlicher Führer des Regiments!“

Der Auditor blickte ihn argwöhnisch an. „Ist das Ihr ehrlicher und wahrhaftiger Wille?“ fragte er.

„Bitte, schreiben Sie, was ich Ihnen sage!“

„Also dem Herrn Obristen fünfzehntausend Gulden“, schrieb der Auditor, und sein Gesicht bekam einen grämlichen Ausdruck.

„Fernerhin“, fuhr der Sterbende fort, „dem Herrn Major, der mir stets ein leuchtendes Beispiel auf der Bahn der Ehre gewesen ist, zehntausend Gulden, jedem der Herren Hauptleute im Bataillon fünftausend und meinem eigenen Hauptmann in Sonderheit achttausend Gulden...“ Der Auditor kritzte; bei jeder Zahl zuckte er mit den Augenwimpern. Der Sterbende weiter: „Dem Herrn Oberleutnant dreitausend, dem Herrn Feldpater zweitausend Gulden und item...“ Ein bellender Husten unterbrach das Sprechen.

„Und item, Herr Musketier?“ drängte der Auditor.

„Dem Herrn Auditor...“ Der Sterbende sann eine Weile vor sich hin, dann fuhr er mit einem flüchtigen Lächeln fort, „dem Herrn amtierenden Auditor unter der Bedingung, daß er strengstes Schweigen über diesen meinen letzten Willen bis zu seiner Eröffnung bewahrt —“

„O bitte, Herr Musketier, bei meiner Ehre!“

„Dreitausend Gulden! Das wäre alles.“ Er schob sich wieder unter die Zeltdecke. Über der Herr Auditor hatte kaum die Reinschrift des Testamentes anzufertigen begonnen, als er sein Geheimnis schon mit dem Unterleutnant teilte, und noch ehe der Tag verblichen war, wußte es das ganze Regiment. Ordonnanznen und Fourierschützen wurden in Marsch gesetzt. Die Krankenstube war mit einem Male voller Grade und Orden. Man erkundigte sich angelegentlich nach dem Befinden des armen Musketiers, rief den Wundarzt, brachte Blumen und Obst. Nein, das Essen aus der Garküche taugte plötzlich für den Kranken nicht mehr. Man konnte den armen Menschen nicht eine Stunde länger auf dem müffigen Stroh liegen lassen... Wozu gab es Geschäfte in Karlowitz, in denen man Bettwäsche und Polster und Kissen und Handtücher, in denen man Delikatessen kaufen konnte, Rosolio aus Triest, Maraschino aus Zara, Karlowitzer Wermut und Ausbruch, den edlen Slibowitz, den reinsten Ofener und schmaßhaftesten

Menescher, Kaffee, Mais, Trüffeln, Braten und Weißbrot, um dem Kranken den Abschied vom jungen Leben zu verbrämen?

Der Musketier starb nach einigen Tagen, inmitten einer Festung von Flaschen, gefüllten Schüsseln und Tellern. Der Schafshirt hatte ein paar Schlaraffiatage gehabt. Das Leichenbegängnis des großmütigen Verstorbenen war von außergewöhnlichem Gepränge. Sämtliche Vermächtnisnehmer nahmen daran teil. Der Obrist hielt eine mit Sinnbildern und klassischen Aussprüchen gespickte Grabrede, die seinen fünfzehntausend Gulden alle Ehre machte.

Die Eröffnung des Testamentes ergab, daß der geschwätzige Auditor nichts Unwahres berichtet hatte. Nun lief das Papier den vorgeschriebenen Instanzenweg: an den Hofkriegsrat nach Wien, an die Staatskanzlei, an den beim Trierischen Hofe akkreditierten Gesandten, den Grafen von Metternich, von diesem zur Kurfürstlichen Regierung zu Trier und zu guter Letzt an den Gemeindevorsteher im Heimatorte des Testators. Frage: „Wo und wie hoch ist die Erbmasse?“

Hier lag das Papier nicht einen Tag. Dann lief es den Weg der Instanzen zurück, freilich mit einem kurzgefaßten Begleitschreiben des Inhalts, daß Testator keinerlei Vermögen hinterlassen habe, wenigstens nicht als Erbteil seiner jüngst verstorbenen Mutter, die durch den Leichtsinn ihres einzigen Sohnes völlig verarmt gewesen sei. Folgten Siegel und Unterschrift.

Der langen Gesichter gab es viele. Die Geschichte sprach sich herum. Durch die ganze Armee rauschte ein schadenfrohes Gelächter, von denen entfacht und geschürt, die zuvor noch auf die glücklichen Erben neidisch gewesen waren. Denn wer den Schaden hat, braucht, wie man weiß, für den Spott nicht zu sorgen.

Es gab schon immer Menschen, die selbst in ihrer letzten Stunde ihre Schelmenkraft nicht einbüßten, gleich jenem Possenreißer und weisen Toren Till Eulenspiegel, von dem das Volk erzählt, daß er noch als Toten, indes die Gaffer um seine Leiche standen, in schallendes Niesen ausgebrochen sei.